

Abend-



Zeitung.

Neununddreißigster Jahrgang.

Neue Folge: fünfter Jahrgang.

N^o 6.

Donnerstag, den 2. August.

1855.

Von dieser Zeitung erscheint wöchentlich eine Nummer von 2 Bogen; das dazu gehörige Literaturblatt von in der Regel einem halben Bogen kommt alle fünf Wochen heraus. — Der Preis des ganzen Jahrganges von 52 Nummern ist 8 Thlr. Inserate werden mit 1 Ngr. die gesp. Petitzeile berechnet. Abonnement nehmen alle Postämter, Buch-, Kunst- und Musikhandlungen an. — Zusendungen für die Redaction bittet man unter der Adresse der Buchhandlung Heinrich Matthes in Leipzig per Post franco oder durch Buchhändler-Geliegenheit zu befördern. —

Theophrastus Paracelsus letzte Lebensstage.

Aus dem Tagebuche seines Famulus Slav Serrinus.

Von
M. Solitaire.

I.

Salzburg, am 12. August 1541.

— — Wenn so mein trautes Mütterlein, oder Du, meine blondlockige Elsbeth wüßtest, wie es fern von der Heimath, Eurem Sohn und Bruder Slav doch auch gar so trübselig ergeht, Ihr weinet Euch die lieben Augen roth und sändet sicherlich Eurer Bekümmerniß kein Ende. — Solches Alles muß man willig erdulden, dem Wissen und der ärztlichen Kunst zu Liebe, und säße doch lieber dabey, am Strande des Nordmeers, und sammelte Muscheln und sonstiges Ungethüm, tändelte und spielte mit Rabn und Segel den lieben langen Tag!

Wie haben mich doch gestern Abend die Barbierjungen, die schäbigen Schurken, im Kreuzgange wieder unter gehabt, daß es ein Jammer ist, und war mir doch den ganzen Tag so süß und wonniglich zu Muth gewesen, da ich in stiller Seele der lieben Heimath gedacht! Solches aber ist fast jeden Tag mein Loos, und Haut und Rücken mögen wohl nim-

mer zusammenbeißen! Dem Herrn Professor muß ich schier immer das Bad ausgießen! Wenn wir selbander aus dem Schenkhäuslein zum „weißen Roß“ kommen, so kann er den Mund nicht halten und schwägt und schimpft und geißulirt, als stünde er noch auf dem Catheder in Basel und hätte den Herren Studiosen zu predigen, so sich vor ihm schmiegeten und biegeten, wie die Hündlein; — und wenn er einem Bader oder dergleichen begegnet, so geräth er außer sich, bis jene die hochmüthigen Schimpfreden nicht mehr ertragen mögen und herfallen über mich, denn an den Herrn Professor traut sich so leicht keiner, der haut mit seinem breiten Degen um sich, daß die Funken sprühen, und geht ruhig nach Hause, nimmer gedenkend des armen Slav, ihn zu salviren! — So komme ich denn nun fast jeden Abend arg zerbläut nach Hause! Ich meine aber, daß eher die liebe Gottessonne um Mitternacht aufgehen dürfte, als daß Dominus Hohenheim auch nur einen Abend aus dem „weißen Rosse“ bleiben könnte! — und zechen hat der weiße Herr gelernt! — Gestern Abend um die fünfte Stunde wurde ihm der Mund trocken, da er mir die letzten Kapitel des Büchleins „die Apocalypse des Hermes“ in die Feder

sagte; flugs mußte ich hinweg mit zween zinnernen Kannen in das „Roß,“ vier Kösel vom besten Leistenwein zu holen! — Und wie die „Apocalypse des Hermes“ fertig war und ich die Feder ausstritzen mochte, da war auch mit den vier Köseln die Nagelprobe zu machen! — Und ich hatte vom guten Weine nur einen Zug bekommen, als welchen unten im Kreuzgange zu nehmen ich mich nicht entblödet; denn dem armen Janulus eines anzubieten, solches käme einem hochweisen Professor wohl nimmer in den Sinn! Aber nie noch habe ich ihn so gesehen, als heute, da er das Kapitel dictirend, die Hälfte des Feuerweins und darüber genossen.

Seine Augen sprühten zuckende Blitze; sein kahles Haupt war anzusehen wie ein Nest voll buntbäutiger Nattern, so lagen und spannten sich die dunkelblauen Adern herüber und hinüber bis hinab auf die allmächtige Stirn; die hohe Mütze mit den mystischen Zeichen hatte er längst gegen das Bogenfenster geschleudert, daß die trüben Scheiben geklirrt; den schwarzen Bams hatte er sich aufgerissen; hastig schritt er auf und ab in dem dämmernden Gemache; dann stand er still vor dem alchymistischen Heerde, packte Kohlen auf Kohlen, daß gewaltige Gluth aussprühete, wie er den Blasebalg fachte; und dann hieb er mit dem Schüreisen um sich und in das Feuer, daß ein Sprühregen aufwirbelte und die hellen Funken, mit Haar und Federkiel schier versengend, auf mich niederwirbelten, und so rasch sprach er, so rasch, als wie die Wolke fliegt in der Hejagad des Sturmes; und mir ward so dumpf zu Sinne, dies Alles zu behalten und zu fassen mit dem Federkiel, und meine Finger wurden heiß und glühten als rothes Eisen, und mein ganzer Leib bebte und schwankte, wie die Zitterpappel. Er aber setzte den Krug an den Mund, es war eine lange schweigende Pause: dann warf er so Krug als Schüreisen von sich, daß es schmetterte und gellte im weiten schweigenden Gebäu, und mit emporgehobenen Arme rief er in donnernden Tönen: „Und so hab' ich's ihnen Allen gesagt und hab' es beschrieben dem Kaiser und Papst, dem König, Fürsten und Herrn, Edlen und Unedlen, Jung und Alt, Gläubigen und Ungläubigen, daß sie sehen sollen und empfinden die großen Mysterien der Natur, die großen Arkana und Magnalia, so uns Gott mittheilt, und so ist also die Gab'

Gottes erobert, und daß Gott in seinem Werk (nicht in meinem Werk) gelobt wird. Und so geschehe es: *In saecula saeculorum!*“ — Hier schwieg er: die Apocalypse war vollendet. Er aber war gegenüber stehen geblieben, und sah mich an mit starrem, brennenden Auge; seine Seele schien aus unendlichen Abgründen langsam wieder emporzusteigen, um den zu beleben, der als ein regungsloses Steinbild vor mir stand. Wohl hatte sie Perlen und edles Gestein gefunden in jenen spagyrischen Tiefen, in dem unermesslichen Ocean der Mystik, — Sterne erschaut und gedeutet am Firmamente der Ahnung, aber in seinen Augen perlten Thränen und rannen über seine bageren Wangen bis er die heftige Erregung bemeistert. Mir aber ward unsäglich bange, ich fühlte mich entschuldig verlassen und öde und sehnte mich weg von dem dunkeln Manne, in den lieblichen Wald an der See! Was werd ich noch erleben! Und wird mirs wie Schuppen von den Augen fallen, denn noch deckt Nacht meine Seele! — O, liebe Elisabeth, bitte für mich, um Klarheit bitte und um Licht, um Eifer bitte und um Liebe!

Dann lag der von Hohenheim an zween Stunden auf dem Lotterbettlein, und schlief wie ein Todter und regte sich nicht. Dann sprang er auf, ich nahm ein Geldsäckel, darinnen noch ein halber Goldgulden und sieben Mariengröschlein waren, wir gingen ins „weiße Roß;“ der Professor lärnte und zechte bis in die sinkende Nacht, und ich kam nicht nach Hause, ohne einen schweren Strauß mit den Badern und sonstigem vagirenden Lumpengesindel gehabt zu haben.

Ibid am 14. August a. c.

O Du mein Herr Jesus! was hab' ich gesehen! Noch zittert mein Leib vor Erregung und innerem Entsetzen, und kaum mag mein bebender Finger die Feder halten, mit der ich diese Zeilen in meine Chronica schreibe, auf daß es mich immerdar an diese Nacht gemahne, in der meine Seele sich geängstigt bis in den Tod. — Es war in der zweiten Stunde, da wir, der v. Hohenheim und ich, sein Amanuensis, selbander nach Hause gingen, nachdem wir im „Rößlein“ beim guten Gewächs so lange geweilet. Ich hatte mehr getrunken als je; mein Hirn glühte, wie eine Retorte über der Flamme, mein Schritt wankte,

aber heute hätte ich alle Bartpuzer in der Welt herausfordern mögen. Die Straßen aber waren todtenstill und leer, denn es floß aus schwer herabhängendem Gewölk eine unendliche Regenschluth; und an der Andreaskirche riß mir die heulende Windstrahl das Baretlein von Häupten, daß ichs nimmer wieder zu erhaschen vermocht. Der v. Hohenheim aber hatte sich ausgetobt und schien nun in unendlich tiefe Gedanken, wie in ein wallendes Meer, versunken. So schritt er vor mir hin und sein gewaltig Haupt hing vorn über ob seiner Brust. — Wie wir ins Haus getreten, und ich die Wendelstiege empor in mein Kämmerlein treten will, da vernehme ich, wie er, anstatt im Museo zu verbleiben, wohin ich ihm mit der Blendlaterne geleuchtet, den Gang wieder hinabwandelnd, die Kohlenkammer eröffnet, die am Ende desselben liegt, und bald höre ich, wie er den Kohlenkorb den Gang hinab ins Museum schleift und darauf von innen das Gemach verschließt. Das nimmt mich denn doch höchlich Wunder, und wie mir der schwere Wein das Hirn verrückt, beschließe ich, dem Dinge genauer nachzuforschen, und zu ersehen, was denn wohl so spät der Herr Professor mit den vielen Kohlen zu machen gedenke; denn post Bachum Vulcanus: dies Adagium schien mir kraus und wunderbarlich, und sonst war der Meister stets, noch nicht halb entkleidet — schlaftrunken aufs Lager gesunken! — Ich schleiche an der Wand hin und ducke mich leis in die Mauernische, in welcher ein künstliches Kreuzifix von bräunlichem Holze, das Werk des Albrecht aus Nürnberg, aufgestellt war. Stumm wars rings im weiten öden Gebäu; der schwere kalte Zug wehte den Gang entlang und spielte mit den zerbrochenen Rundscheiben im Bogensfenster, daß es schauerlich ächzte; und dumpf brauste es herauf aus der ungestüm fließenden Salzach.

Mein Herz stand still vor unheimlichem, wüsten Schauer, aber in meinem Kopfe wühlte und bohrt es wie mit glühenden Krallen; — ich trotzte der kühlen Nacht, und wenn es mich gemahnte, mein Lager zu suchen, so zwang ich mich zu bleiben und suchte des Leibes mächtige Schauer zu bestegen. Die Blendlaterne war erloschen; es war dunkle Nacht in dem Gange; urplötzlich fiel durch die Ritze in des Museums Thür ein blendend heller Schein und erhellte den Flur und das wunderfame Geräth, das

auf den Simsien steht, die riesigen Phiolen und die bleichen capita mortua, deren wir in chimicis fast alltäglich bedürfen, die dunkeln Erzstufen des Antimons und sonstiger Metalle, den grellen Schwefel und die närrischen Puppen von Thieren, den Salamander und den Basilisk mit seinem falben Lichte; und die Begier trieb mich hinan an die Thür, zu erschauen, was mir das Blut in den Adern erstarrt. Das ganze Gewölb war erfüllt mit jenem Lichte, von dem ich den Strahl erschaut; ein sonnenähnlicher, übernatürlicher Glanz — ein mächtiges Feuer loderte auf dem Herde: über der Schluth schwebte der große eiserne Kessel, der an einer Kette über dem Rauchfange befestigt ist. Dicke Wolken rothen Dampfes stiegen aus ihm empor, und auf den Wolken schwebte die Gestalt eines Wesens, das war wunderbar anzuschauen: halb wars eine Schlange und halb ein Weib; aber sein Antlitz trug eine pechschwarze Maske und nichts von seinen Zügen war zu erkennen. Auf seiner Stirn stand in wunderbaren Schriftzügen ein Wort, und seine Haare ringelten als Schlangen, als feuerfarbige Ottern hinab in den Kessel, aus demselben aber stieg es hinab und hinauf, wie auf einer Jacobsleiter, von seltsamen Gestalten; es waren röthlich feuerfarbig blinkende Leiber; aber hagere, schmale, so daß, wie lang sie auch waren, in der Breite doch ihrer sechs nöthig gewesen wären, um das Volumen eines gewöhnlichen mäßigen Menschenleibes herzustellen.

Sie wandelten auf und ab in dem Gemache, sahen sich neugierig um, saßen auf dem Stuhl, auf dem ich selber zu sitzen pflege, geliebt es dem Hohenheim, mir in die Feder zu sagen; sie schoben die Paviere durcheinander, die ich dort liegen hatte, und wie ich am andern Morgen zusah, war richtig Alles durcheinandergewirrt und kein Blatt bei dem andern geblieben. Einer kam so nahe zu mir an die Thür, daß mich sein heißer Athem anwehte und der Feuerklang in seinen Augen fast verblendete. Da fiel mirs aber ein, wer die dünnen rothen Büschlein mit den verdrossenen mürrischen Gesichtern und den neugierigen glühenden Augen wohl sein könnten. Das waren sicherlich die Saganen der Flamme, wie sie der Meister an hundert und mehreren Stellen in vielen seiner Werke beschreibt. Das waren sie, und Niemand anders konnte es sein, und die da auf den

Gluthwolken schwebte, das war wohl ihre Königin. Er aber, der Meister, lag auf seinen Knien vor dem Herde, er hatte ein feuerroth weites Gewand um seine Glieder, auf dem Haupte eine hohe rothe Mütze, schier in der Form, wie sie die Priester tragen bei der Procession, vor ihm lag ein mächtiger Felsant, der war gebunden in eitel Goldblech, und in der Hand hielt er ein Stäblein, das war schwarz, und er las und las mit halblauter Stimme, daß ihm der Schweiß auf der Stirn perlte, und seine Augen glühend wurden; die Wolke mit dem Schlangeneibe sank und stieg; die Saganen trieben ihr Wesen, geschäftig wie die Ameisen.

Und mir vergingen die Sinne; das Schlangenweib, die Saganen, der beschwörende Professor, Alles drehte sich in wildeln Wirbeln. Da war mir, als spränge der von Höhenheim auf, mit ungeduldigem, zornigen Antlitz, stieße das Buch mit dem Fuße fort, griffe nach dem Schürreisen und jagte das ganze lustige Gefindel, seine seltsame Königin an der Spitze, zum Tempel hinaus. Er warf den Kessel um und rief: „Und wollt Ihr nicht, und mögt Ihr nicht, Ihr verwünschtes, halstarriges Lumpenweib, so fahrt alle mitsammt zum Satan in die Hölle und sehet zu, ob der Euch besser behagt als Paracelsus von Höhenheim!“ Die Bande rauschte den Schornstein empor, wie eine Flucht Fledermäuse; meine Seele aber versank in tiefen Schlaf, und ich erwachte am wäthen Morgen, liegend unter dem Crucifixe, halb steif gefroren in der schauerlichen Nacht!

Der Herr Professor, als ich in sein Zimmer trat, war voller Ingrimm und Aerger, und warf mir die Kannen, so ich ihm zum Frühtrunk reichte, an den Kopf: — ich nahm's ihm aber weiter nicht übel, denn wohl bin ich nicht würdig, die Bänder seiner Schube aufzulösen.

Wie ist es doch herrlich, solch ein Mann zu sein, der selbst eine Schaar Geister, oder doch übermenschliche Wesen, betragen sie sich ungehörig, zur Thür hinauszumwerfen sich nicht entblödet! — Und wie ist ein Adept, ein Schüler, ein so gar erbärmlich Wesen, der sich Tag und Nacht abmüht, wies Roß in der Trittmühle, aber Nacht ist es und bleibt's vor den Augen, und er kann mit aller seiner Arbeit nicht die Kaze unter dem Ofen, geschweige denn irgend eine

wunderliche Kreatur aus den Flammen oder sonst woher locken!

Ich könnte mich dem Teufel ergeben! — Aber Herr! Herr! halte von mir den unsaubern Gedanken, und Du mein gut Mütterlein und liebe Elisabeth, hört nimmer auf zu beten für Euren Slav! Und solches geschehe, zur Ehre Gottes, im Namen unseres Herrn Jesus Christus! — In Ewigkeit — Amen!

Salopoli, am 20. August 1541.

Ich schaue hier alltäglich Dinge, von denen ich nimmer zuvor eine Ahnung gehabt, da ich noch im guten Strandstädtlein Husum lebte, und mit den Fischern hinausfuhr auf die weizige See, wo ich dann mit verwundertem Auge die Schiffe anstarrte, die bei Helgoland vorbei nach der alten Stadt Hammonia hinaufsegelten, oder von ihr hinabkamen, befrachtet fürs ferne Afrika, oder gar gerüstet zur Wallfischbag!

Könnte ich doch nur was Rechtes lernen und begreifen, und fühlte ich mich nicht fortwährend so blöd und dumpf in meinen Sinnen, daß ich nur hinknien möchte in stierer Bewunderung vor dem Meister, der daheim ist in den swagyrischen Tiefen, wie der Gaster in seinem Bau! Mögen seine Gegner, seine tückische Widerpart, auch von ihm sagen und verkünden, daß er lebe als ein Schwein, daß sein Aeußeres sei als das eines Krämers oder Fuhrknechts und das er im Weine lebe, wie der Frosch und derlei Amphibium im fließenden Gewässer, — und mag seine Laune so schnell sich drehn wie'n Wetterfahnelein auf dem Dache, daß er mich hegt und treibt trepp auf und trepp ab, und ich oft meines Lebens nicht sicher bin, steigt ihm die Wunderlichkeit zu Kopf und geht er im Gewölbe hin und her, bauend und stehend nach seinem Schatten, den er oft mit mir verwechselt: so möchte ich doch lieber meines Lebens baar sein, als daß von ihm liege — und opferte nicht Gut und Blut ihm zu Ehren: öffnete mir ein guter Geist den Verstand, daß ich auch erfaßte und durchschaute, was ich anstarre durch einen Schleier. — Vorgestern Nacht aber, da ich schon auf mein Lager mich gestreckt, kommt er zu mir, ein flackernd Bindlicht in der Hand, bleich wie ein Geist, mit glühendem Auge, das Gesicht von

Kohle und Ruß halb geschwärzt; es war fast gegen Tagesanbruch und dunkelrothe Morgendämmerung flog auf und über die Zinnen der Stadt; und er heißt mich aufstehen, ihm zu folgen, und spricht: „Du sollst es sehen, was ich noch Keinem gezeigt, und Deine beiden Augen sollens erschauen, wie schwarz auf weiß, damit die Zweifel niedersinken in Deiner Seele und Du dereinst sagen kannst, wenn sie sich hin und her streiten, und schwagen viel gar unsaubres Gewäsch herüber und hinüber, und vermaledeiens mit ihrem ungewaschenen Maul, und schütteln die leeren Köpfe, wie der Wind mit den tauben Aehren thut, und beißen sich auf die Zähne, vor Ingrim und Wuth über des eigenen Geistes Unnützlichkeit und Verblödung; — damit Du's sagen kannst mit fröhlicher Stirn, und frank und frei, als wenn Du sagst: heut' regnet's, wenn's regnet, so pflügt's naß zu werden: — es war aber doch einer, der's gehabt, das was Niemand nach ihm haben wird, — und der Eine war der Paracels in Salzburg, dessen Glase nimmer ein Doctorbarettlein gedeckt: *habuit et ego vidi!* — Und so komm denn!“

Wir stiegen hinab in's Museum! da standen lange Reihen glühender Gefäße über den Kohlen, in künstlicher Ordnung und wunderlich eins in das andere gefügt, also daß mit die Gedanken vergingen, wie ich sann über das Gesetz, nach welchem sie wohl gestellt sein möchten: Alle glühten roth, das summt und schnurte wie in einem Bienenhause, und die Flamme leckte empor mit gelber Zunge. Er aber trat hinzu und ergriff einen Tiegel; dann nahm er das Schürreisen und zerschlug eine Glasröhre, in die der Hals der kleinsten Retorte sich mündete: da sprang empor ein blutrother Strahl, als wenn Du dem Fiebernden die Ader schlägst, er fing's auf im Tiegel und schob's über die Kohlen. Dann nahm er ein Büchlein, von grünem Gestein gefertigt, aus der Tasche des Studirkleides, öffnet's und warf das, so darinnen war, in den Tiegel.

Es war eine seltsame Pause, sein Leib zitterte wie trocknes Laub, seine Finger zuckten, wie sterbende Schlangen, sein Auge quoll schier ihm aus der Höhle. Der dämmernde Morgen erstieg das Bogenfenster und der rothe Schein lag auf dem Estrich. Da ertönte ein Geräusch, fast wie der Schrei einer menschlichen Stimme, aus den Flammen. Er taumelte an

den Tisch und hielt sich fest, und sprach: „Siehe zu, da ist es!“ Schaust Du den Tempel des Götterhauses, da drinnen die sich badende philosophische Königin weilt; der philosophische König erhebt aus dem Brautbett der krystallinen Gattin, strahlend wie ein Karfunkel! Die zwölf Arbeiten sind gerhan! es ist die Coagulation aus des Löwen rosenfarbnem Blute und von des Adlers weißen Gluthen! — Ich trat nun hinzu mit bebendem Fuß, und siehe! eitel Gold schimmerte mir blendend entgegen. Anderen Tages hat's des Erzbischofs Münzmeister geprüft und den Gehalt richtig befunden. Er aber, der Meister, — dem ich's bezeugen kann auf Pflicht und Gewissen, was ich mit eigenem Auge geschaut in der Stunde der Dämmerung, im Monde August's, de dato vom 20., — war mit dem Haupte vornüber gesunken auf die mächtigen Folianten, so auf dem Tische lagen; er schlief und seufzte aus tiefer Brust. Ich aber schlich mich hinaus und machte mich an die Arbeit, ihm den Degen und die korduanen Halbstiefeln fein säuberlich zu putzen, wie einem rechtschaffenen Janulus zuständig und gebühlich ist.

Die eodem ejusdem anni.

Wohnt hier drüben des Meßners Töchterlein — nahe bei der Andreaskirche, eine schmucke Dirne, und heißet mit Namen Anna, ich hab' immer schon ein herzlich's Wohlgefallen an ihr gehabt und schaue so gerne nach ihr, als wie ich nach dem Sterne blicke, der nach Norden, nach meiner Heimath weist; heut' nun stehe ich in der Hausthüre und rede mit ihr, und sie bittet mich, ihr ein fein Karmen dem Vater zum Angebinde zu fertigen, und ich hab' ihr die Hand auf die Schulter gelegt und freu' mich, wie der milde Sommerhauch in ihren Locken spielt, — da kommt urplötzlich der Paracelsus nach Hause vom Erzbischof, dessen Kämmerer er am Steine behandelt; er sieht mich wild und grimmig an und stößt mich mit der Faust in die Seiten, daß ich in den Winkel fliehe und die hübsche Anna erschrocken zurückprallt; er wirft die Hausthür in das Schloß, stampft mit dem Degen auf den Estrich, gleich einem Wüthenden, und wie er Athem genug hat, beginnt er mit donnernder Stimme sein bö's Exorcistren über das arme Weibsen, und ist es doch so wunderschön, süßes Geschöpf Gottes des Herrn, dem ich zeitber zugetan

war mit Leib und Seele: „Satanischer Nebulo und gotteslästiger Helluo, so beginnt er seinen Spruch, also auch Er macht sich mit dem Mikrokosmos, den Wir das Weib nennen, zu thun, und legt der Dirne da die Hand auf die Schulter, als wär's der Deckel von der Schmelzpfanne! Dann mag Er nur gehen, wo Er hergekommen! Wer zugleich anfassen will die Kohle und rothe Wangen, aus dem wird nun und nimmer Etwas, am wenigsten aber ein Arbeiter in der Flamme, ein Philos. per ignem! Da muß eine Seele sein, keusch und klar wie der Born im Felsen; da muß ein Auge sein, nicht verblendet von der Höllengluth der Leidenschaft, der Neigung zum Weibe! Hat er doch schon beim Apotheker oder sonst einem Sudelkoche Pillen gedreht, und der närrische Hansen weiß nicht, daß man die abscheulichsten vergülde! — Sehe Er mich an, Nebulone! — Just so ist's mit dem Weibe: Das Scammonium schmeckt nicht so scheußlich, und der schwarze Nießwurz macht nicht solch Wurmen und Grimmen als des schönen Weibsen Umbalsung! Ich für meinen Theil stehe in den Bierzigern, aber noch nimmer hat meine Hand eines Weibsen Hand berührt, es sei denn der Krankenden oder auf dem Secirsaal, und auch dann brauchte ich mannigfaltige aromatische Mixturen, um des bösen Wesens los zu werden, und der Kerl hier steht mit der Dirne am hellen Tage da, und schaut sie an, als wollt Er sie hinunterschlucken gleich eine Honig-Latwerge! Er könnte doch wissen, daß ein Weib ist gleich dem Pfau: der hat auch schöne Augen am Schweif, und dennoch ein Geschrei wie der Teufel: Angules penna, penna sed voce Gehenna! — Laß Dir's künftig nicht wieder einfallen, Olav!“ Er ging hinaus; ich aber stand in dem Winkel und die heißen Thränen flossen über meine Wangen; es that mir bitter weh, die edeln Frauen so geschmäht zu sehen; so waren also auch Elisabeth und Anna nach des bösen Mannes hartem Spruche, sammt des Pfauen üblem Geschrei, nicht besser, als daß sie die Gehenna verdient: „Mentiris mentiris o doctor nefande!“ ruf' ich ihm nach mit lauter Stimme; dann stieg ich in meine Kammer, nahm die Feder, um einige Verslein, so den edeln Frauen zu Lob und Ehre gereichten, auf das Papier zu bringen. Und es begann das Karmen, in dem solches geschähen, folgendermaßen:

Salus feminis! Angelis Hosianah!

Den schönsten, wärmsten Gruß bring', Frau'n, Euch dies Gedicht!

Fremd ist der Will' und gut, wenn auch die Kraft gebricht!
Euch, wie Ihr es verdient, nach Würdigkeit zu leben;
Ihr gleichet auf ein Haar den feinen Eng'lein droben!
Ihr seid so mild, als süß, wer's frei nur mag bekennen,
Und wer für Euch gebrannt, wird ewig für Euch brennen!
Sind nicht die Musen auch, wie Ihr, holdselige Frau'n,
Die Musen, jene neun, anmuthig anzuschauen?
So hab' ich mich denn ganz zu Eurem Dienst begeben,
Und will fortan allein so sterben, als auch leben!
Hätt' ich ein volles Glas, ich brächt' Euch ein Vivant!
Würd' drum vom ächten Mann gewiß nicht schlecht genannt!

Symbolum: Vivat Anna Dryander (vulgo Bau-
mann) filia custodis ecclesiae Sancti Andreae:
fecit Olavius Severinus Daus, famulus. — In
gloriam Domini — Amen!

Liebe Anna! ich bin Dir wahr und wahrhaftig
gut: — und male ein flammendes Herz her, das
brenne und flammt auf diesem Altare, so der ist der
Liebe! und siehst Du den Myrthenbaum und das
weiße Taubenpaar? Pinxit Olavius Severinus in
testimonium amoris aeterni!

Symbolum:

Der Liebe schönster Stern ist die Hoffnung! —
In gloriam Filii et Sancti Spiritus!

(Schluß folgt.)

Der Verfall der Bühnen.

Nicht von heute oder gestern rührt die Klage über den Verfall der Bühnen. Die Misere gewisser Bühnen dauert schon jahrelang; gewisse Theater Franken schon jahrzehntelang, und der gegenwärtige trostlose Zustand mehrere Bühnen hätte schon viel früher eintreten müssen, wenn das lecke Theaterschiff durch den Wechsel der Directionen zeitweilig nicht ein wenig wieder flott gemacht wäre. Tief, sehr tief steckt das Uebel, an dem fast alle Bühnen Franken. Bei den Stadttheatern ist es zuerst zum Vorschein gekommen, weil ihre materielle Existenz gewöhnlich von dem Geldbeutel des Directors abhängig ist, weil sie mit dem Ueberschuß oder dem Anfall in der Theaterkasse stehen und fallen. Ein Mißverhältniß zwischen Publikum einerseits, Darsteller und Direction andererseits, hat sich fast in allen Städten eingeschlichen, wie es nicht greller sein kann. Den Grund desselben zu erkennen, möchte nicht schwer halten, aber

die Mittel, ihm abzuhelfen, sind nicht so leicht zu finden. Das Uebel liegt in der ganzen bisherigen Einrichtung des Bühnenswesens, namentlich aber in der Art und Weise der Directionsführung. Von einem Vorsteher eines Geschäfts kann man nicht verlangen, daß er sich bei der Leitung desselben von andern Grundsätzen leiten läßt, als die: auf die Füllung seiner Kasse abzuzielen. Betrachtet man die Leitung des Theaters nur als ein Geschäft, wozu die Erlegung einer bestimmten Pacht allein schon berechtigt, so sind die Directoren frei von aller Schuld an dem Verfall der Bühnen. Sie haben gethan und thun, was jeder Geschäftsmann muß, dem es um den Bestand seines Geschäfts zu thun ist. Giebt man dagegen zu, daß eine Bühne nach höhern Grundsätzen geleitet werden müsse, als eine Restauration, dann trifft die Directoren die schwerste Schuld, dann ist die bisherige Bühnenleitung das Uebel, durch dessen Beseitigung allein ein neuer Aufschwung des Bühnenlebens zu hoffen steht. Vor zwanzig und mehr Jahren mochte dieser Uebelstand weniger hervortreten; aber seitdem durch den Dampf so und so viele Tagereisen zu eben so viel Stundenreisen reducirt sind, seitdem man ohne Mühe heute in einem kleinen Stadttheater und morgen in der Residenz Vorstellungen sehen kann; seitdem selbst der schlechteste Bürger, der über den Horizont seiner Vaterstadt nicht hinauskommen würde, wenn die Communicationsmittel nicht so bequem und wohlfeil wären, Vergleiche zwischen dem Theater seiner Vaterstadt und dem anderer Städte anstellen kann; seitdem sind die Stadttheater, man möchte sagen mit Dampf dem Untergange anheimgefallen. Wer will es mir verdenken, daß, wenn ich Vorstellungen in der Residenz sehen kann, ich die kleinern Theater ganz ignorire; wer mich tadelt, wenn ich einer Vorstellung in einer kleinen Stadt auch nicht einmal für umsonst beizubehören mag. Trotzdem nun aber die Leitung der Bühnen eine handwerksmäßige ist, macht man dem Publikum fort und fort Vorwürfe, wenn es sich gegen die Fehlgriffe der Direction durch vollständiges Ignoriren der Theatervorstellungen sichert. Es ist dasselbe, als ob man Jemandem vorschreiben wollte, er sollte und müßte bei diesem Kaufmann seine Waare nehmen. Viel besser als eine Waare wird ja die Schauspielvorstellung von dem größten Theile der Directoren nicht

geachtet. Sie wird feilgeboten und ausposaunet wie der allergeilgiltigste Artikel eines Kramladens.

Nun hört man freilich oft zu Gunsten der Directoren über den schlechten Geschmack des Publikums klagen, da heißt es, ja das Publikum stelle übertriebene Forderungen, verlange Decorationspomp u. s. w. Aber ich frage, wer trägt denn die Schuld, wenn das Publikum dergleichen Forderungen macht! Doch immer nur die Direction, die mit Ausstattungsstücken und andern saden Plunder den Sinnen der Urtheilslosen schmeichelt, warum? — um ein gutes Geschäft zu machen und die Speculation, die sie mit einer Zauberposse u. dergl. gewagt hat, für die Kasse recht ergiebig zu machen. Dann allerdings, wenn man dem großen Haufen, der von Haus aus weder guten noch schlechten, sondern keinen Geschmack hat, einen falschen Geschmack beibringt, dann kann man von Concessionen sprechen, die dem Sonntagspublikum leider gemacht werden müßten. Daß aber dieses Uebel Niemand verschuldet hat, als sie selbst, das will eine Direction nie einräumen. Rein, der schlechte Geschmack des Publikums hat den Verfall des Theaterwesens durchaus nicht verschuldet, er ist nur die Folge von der Urtheilslosigkeit, mit der die Verwaltung der Bühnen fast durchgängig gehandhabt wird. Steht doch dem Publikum in den meisten Städten ein verwerfendes Urtheil nicht einmal zu, wird doch in den meisten Fällen die Kundgebung von Mißfallszeichen, sei es durch Zischen oder Pochen, als polizeiwidrige, streng zu ahnende Handlung ausgelegt. Wenn nun das Verfahren der Direction für ein absolut richtiges ausgegeben wird, was bleibt da dem urtheilsfähigen Theile des Publikums übrig, als daß er den Director nach Belieben schalten und walten läßt, den Vorstellungen aber auch jede Theilnahme versagt.

Und nun obenein die Kritik, welche die Vermittlerin zwischen Direction und Publikum sein sollte! Wie trostlos wird sie an Bühnen, von denen hier vorzugsweise die Rede ist, fast durchgängig gehandhabt. Im schlimmsten Falle lobhudelt der Kritiker, wo er weiß und kann, und im besten schreibt er einfache Referate, die weder loben noch tadeln, das Verfahren der Direction aber stets, wenn auch nur stillschweigend, als ein solides, ehrenwerthes darstellen. Nun ja, die Herren Kritiker können einmal nicht an-

ders handeln; wollten sie ihr kritisches Messer auch nur an einer Vorstellung erproben, sie verlören ja augenblicklich das Freibillet — und was thut der Mensch nicht für freies Entrée. Was nützte es auch so einem Herrn, wenn er seinem kritischen Gewissen Luft machen wollte! Er verlöre sein Amt, und sein Nachfolger wäre noch bei weitem ergebenerer Diener des Herrn Directors. Da es bei der besoldeten Kritik schließlich doch immer nur darauf ankommt, dem Director u. s. w. Glogen zu sagen, so ist es ganz gleichgiltig, ob Hans oder Peter die Kritik übt; und da vielleicht gerade der am besten lobhudeln kann, der keine Spur von ächter Künstlergesinnung in sich trägt, so ist es zweckmäßig und klug gehandelt, den Urtheilsunfähigen die Kritik anzuvertrauen.

Um freilich das Treiben der Directoren in ihrer vollen Blöße nachzuweisen, müßte man eine Geschichte des Theaters in den letzten zwanzig bis dreißig Jahren schreiben. Ja wer diese Riesearbeit ausführen könnte, der würde schon durch einfache Darlegung der Facta nachweisen können, weshalb es nothwendigerweise diesen Ausgang mit dem Bühnenwesen hat nehmen müssen. Aber man braucht so weit gar nicht zurück zu gehen, schon das Repertoire eines Jahres und einer Bühne kann die traurigsten Belege für den allgemein beobachteten Schlendrian in der Bühnenleitung liefern. So beispielsweise. Daß eine Bühne kein vollständiges Personal besitzt, ist unter Umständen zulässig, sogar ratsam; aber nicht zu entschuldigen, daß man sich nun doch an Aufgaben wagt, denen man nicht gewachsen ist; daß man einzig und allein auf die Nachsicht, das Wohlwollen des Publikums baut, daß man überhaupt darauf zu bauen wagt, wenn hier die Soubrette erste Gesangspartien, da der Komiker Charakterrollen u. s. w. durchführt. Eine schöne Ausstattung in Decorationen und Costümen an die Stücke zu wenden, ist loblich, aber sie ist verwerflich, wenn das mit ihr in Scene gesetzte Stück hinter einander zwanzigmal und öfter abgeleiert werden muß, damit die Kosten herauskommen; lächerlich wird sie obenein, wenn zwischen den Wiederholungen eines Ausstattungstückes Vorstellungen in der ungenügendsten Weise hingefußelt werden, nur damit ein Theaterabend ausgefüllt werde. Noch nicht allzulange ist es her, da florirten in Leipzig die beiden Opern „Propbet“ und

„Rosenfee“. Da ging es monatelang Propbet und Rosenfee und Rosenfee und Propbet; da hatte man namentlich für die Meßzeit die herrlichsten Magnete, um die Kasse zu füllen. Jetzt will sich selbst zur Meßzeit ein reichlicher Theaterbesuch nur sehr selten herausstellen. Nun rücken gewisse Recensenten dem Publikum fortwährend seine Theilnahmlosigkeit vor und klagen, wie doch aller Reiz der Gastspiele fast nichts mehr bewirken könne. Ach und das arme Publikum ist noch durch all die Keerei und sonstigen Zauberhefuspokus so verwirrt, durch all den Sonnenaufgang so geblendet, daß es gar nicht mehr sehen kann, wenn es auch wollte, daß es nicht mehr sehen mag, weil ihm die Augen schmerzen. Kann es dafür, daß es die „Waise von Lowood“ gleich dem Don Carlos, dem Tell, dem Hamont achtet, daß es kein Schiller'sches Drama sehen will und einem Birch-Pfeiffer'schen nachläuft, daß es in seinem blinden Tammel die Eingangsthüre zum Theater nicht finden kann, sondern massenweise am Kunstempel vorbeistürzt! Ja, ja! vielleicht wenn jene Opern und andre auf Effect berechnete Reiz- und Lockmittel nicht gewesen wären, vielleicht stände es um den Theaterbesuch noch ein wenig besser! Vielleicht — vielleicht! — „Ah, pah, lächerliche Ansicht, einer Rosenfee, einem Propbeten eine jahrelange Nachwirkung zuzuschreiben!“ Ich gebe es zu, die Ansicht mag lächerlich scheinen; aber gut wäre es doch, wenn sich die Directoren und gewisse Recensenten über den Grund des Vielleicht Rechenschaft gäben!

Die Directoren werden nun freilich zur Entschuldigung anführen, wie sie vielgeplagte Leute seien, wie sie unerschwingliche Pacht und andere lästige Abgaben entrichten müßten, wie sie oft selbst beim besten Willen speculiren müßten, nur um das Ibrige nicht einzubüßen. Zugegeben. Aber hiermit ist nur die Unzulänglichkeit der bisherigen Bühnenleitung klar und deutlich ausgesprochen. Wir wollen auch gar nicht untersuchen, ob und in wie weit die Directoren nach andern Principien hätten handeln können, wenn es ihnen wirklich Ernst um die Kunst gewesen wäre; kurz und gut, das Resultat steht fest: die bisherige Bühnenleitung hat sich überlebt. Freilich müssen wir hinzusetzen: sie hat klar dargethan, daß andre Männer das Theaterregiment führen müssen, als es bisher der Fall war, wenn bessere Zeiten

zu hoffen sein sollen. Der größte Theil der Bühnenleiter hat sich als vollständig unfähig zur Lösung seiner Aufgabe gezeigt, ein Umstand, der bei einer neuen Organisation des Bühnenwesens am ersten mit berücksichtigt werden muß.

Um der Misere mehrerer Bühnen abzuhelfen, hat man sich in der letzten Zeit in den betreffenden Orten zum Erlaß der auf dem Theater ruhenden Abgaben, ja sogar zur Gewährung eines Zuschusses aus städtischen Kassen verstanden. Mit einer solchen halben Maßregel wird wenig genützt, wie die Erfahrung bereits lehrt. Nur eine Radikalkur kann dem Uebel abhelfen, eine Radikalkur, die freilich noch sehr problematischer Natur ist. Die Verwirrung in den Theaterangelegenheiten ist so groß, daß man im Grunde gar nicht weiß, um was es sich handelt und was zuerst zu thun ist. Das läßt sich aber erkennen, wenn man sich nur die Frage zu beantworten sucht, woher der Verfall rühre. Der schlechten Bühnenleistung ist schon zur Genüge Erwähnung gethan. Allein da der Verfall in den letzten Jahren in stets beschleunigterem Tempo vor sich gegangen, so müssen neben dem einen Hauptübel noch Elemente vorhanden sein, die ihre nachtheilige Wirkung erst in der letzteren Zeit ausüben konnten.

Man braucht nicht weit zu suchen. Seitdem die Sommertheater floriren, ist es an vielen Orten mit der Kunst zu Ende. Man hat früher, beim ersten Entstehen dieser Bühnen, vielfach auf ihren Nutzen hingewiesen. Da hieß es: sie wären, wenn auch weiter nichts, doch eine Versorgungsanstalt so vieler Schauspieler, die sonst im Sommer während des Schlusses der meisten kleinern Stadttheater hungern müßten. Auch erhielten die Provinzialstädte, welche früher immer nur des Winters Theater gehabt hatten, eine stehende Bühne durch Errichtung des Sommertheaters, und diese trage wesentlich zu einem guten Ensemble unter den Schauspielern bei. Der Director brauche seine Gesellschaft am Ende des Winters nicht auseinander gehen zu lassen, um beim Beginn des nächsten mit vieler Mühe eine neue zusammenzulesen, er könne vielmehr von Tag zu Tag an der Vervollkommnung des schon vorhandenen Ensemble arbeiten. — O eitel Trug ist's mit dem Nutzen. Denn selbst zugegeben, daß die Gesellschaft des Sommertheaters dieselbe ist wie die der Winterbühne,

was aber in sehr vielen Fällen nicht statthat, so ist von einer Vervollkommnung gar nicht die Rede. Denn Kunstwerke sind von vornherein vom Repertoire der Arenen verbannt, und nur handwerksmäßige Fabrikate, Possen, Vaudevilles u. s. w. werden dort geduldet. Der ganze miserable Repertoirekram, wie er an den zweiten und dritten Bühnen Wiens und Berlins gäng und gäbe, wird zur Modesache und zum Bedürfnis. Selbst der solideste Director, der dem Publikum der Winterbühne schaaale Zauberpossen zu bieten sich schämen würde, greift während des Sommers zu den abgeschmacktesten Spektakelstücken. Die Schauspieler verlieren allen Sinn und alle Lust zum höhern Drama, und das Publikum kann und mag wahre Kunstprodukte nicht mehr verstehen. So kommt's denn, daß beiden Theilen Shakespeares, Göthes, Schillers Werke Bücher mit sieben Niegeln sind. Der Schwarm der Komödianten aber, welcher auf den Sommerbühnen fast lediglich seine Existenz fristet, weil ihm zu einer einigermaßen respektablen Stellung an einer Winterbühne jegliche Fähigkeit abgeht, und das Heer der Neulinge, welches alljährlich auf Sommertheatern die ersten theatralischen Svoren zu verdienen sucht, ist von vornherein in einer so argen Sudelei, daß jeder Keim eines bessern Strebens, wo er in der That noch vorhanden sein sollte, erstickt werden muß. Nun ist das Heer der unglösen Schauspieler noch um ein gut Theil vermehrt, die Directoren müssen, nur um bestehen zu können, Verstöße auf Verstöße gegen den Geschmack häufen, und kein Lobredner dieser Theaterwirthschaft bedenkt, daß schon ein einziger Verstoß Seitens der Direction hinreichen kann, Tausende von Menschen monate-, gar jahrelang dem Theater zu entfremden.

Das eigentlich Verderbliche und Empörende in dem Wesen der Sommertheater liegt nicht allein in der Sache an und für sich, in der Verpflanzung der Kunst aus dem Kunsttempel in die freie Natur; sondern noch weit mehr in den Consequenzen, die nothwendigerweise aus der Erniedrigung der Kunst folgen müssen. Die Kunst hört vollständig auf, Selbstzweck zu sein, sie wird nur Mittel zum Zweck. Sie ist eins der Mittel, durch die der Vergnügungs- und Genußsucht des großen Haufens getrieben wird. Daher darf sie sich auch gar nicht schämen, in ihrem

Gefolge Restaurationen, Maskeraden, Feuerwerke, italienische Nächte, und wie dergleichen Lock- und Reizmittel noch heißen mögen, zu dulden. Es ist Alles ein und derselbe Brei, nur gut genug, um dem gierigen Magen der Faulenzer und Trivolen zur Nahrung zu dienen. Dergleichen Lockmittel müssen aber, wenn sie Zugkraft behalten sollen, fortwährend potenziert werden, und so bedürfen auch die Sommertheater fortwährend gewisser Drücker, gewisser Kniffe und Pfiffe, um sich en vogue zu halten. Dem Schwindel und der Concurrenz ist mithin Thor und Thür geöffnet, und wer von den Sommertheaterunternehmern irgend ein Geheimniß des Raffinement nutzbar zu machen versteht, hat die Gunst der Vergnügungssüchtigen so lange für sich, bis ein Anderer noch härkere Pfeifen des Raffinement aufzuziehen weiß.*)

Mit diesem Treiben Hand in Hand geht das Nomadenleben der Schauspieler. Wie es vielen Directoren weit weniger darauf ankommt, talentvolle, als vielmehr mit schönem Aeußeren ausgestattete, zu Reiz- und Lockmittel dienende Schauspieler zu engagiren (wie häufig kann man in den Theaterzeitungen lesen, daß als erste unerläßliche Bedingung einer zu engagirenden Liebhaberin Jugend und schöne Persönlichkeit gestellt wird), so ist es auch an sehr vielen Bühnen zweiten und dritten Ranges Geßes, die Schauspieler nicht über ein halb Jahr oder über ein Jahr zu behalten. Wenn auch dieser häufige Wechsel ein momentaner Vortheil für den Director scheint, so übt er doch auf die Schauspieler selbst die nachtheiligsten Folgen, ganz abgesehen, daß sich an den betreffenden Bühnen nie ein einigermaßen erträgliches Ensemble bilden kann. Die Schauspieler kommen zwar durch das stete Wechseln des Engagements unter Menschen, sie lernen das Leben und menschliche Verhältnisse von den verschiedensten Seiten kennen; aber sie müssen diesen geringen Nutzen theuer erkauften. Das schwere Studium ihrer Kunst ist bei dem Nomadenleben schlechterdings unmöglich, und wenn

*) Die schlagendsten Beweise hierzu liefert das Arollische Etablissement in Berlin. — Man hört auf wohlmeinenden Rath nicht, bis es zu spät ist; und wenn es zu spät ist, dann weiß man sich noch mit der Miene des Unschuldigen zu brüsten und kann verwundert fragen, woher es doch komme, daß das Etablissement nicht bestehen könne! — O über diese abgeschmackte Naivität!

D. Verf.

einzelne strebsame Kunstjünger aus dem vielseitigen Verkehr mit den Genossen auch einigen Nutzen schöpfen, so ist er doch gewöhnlich viel zu flüchtig, der Aufenthalt an einem Orte viel zu kurz, als daß sich das Erworbene nur einigermaßen verwerthen ließe.

Wir räumen ein, daß sich aus dem steten Verbleiben an ein und derselben Bühne mittleren Ranges, namentlich bei Anfängern und jungen Schauspielern, die trostloseste Einseitigkeit ausbilden müßte; aber diese liegt nicht in der Sache an und für sich, sondern entspringt erst aus einem großen Mangel in dem jetzigen Theaterwesen, nämlich aus dem Mangel einer gemeinsamen Bildungsanstalt, einer Akademie für Bühnenkünstler. Wenn nun die Anfänger, wie es so häufig der Fall, ohne umfangreiche Bildung, ohne Anleitung, ohne Drang zum Selbststudium ihre theatralische Laufbahn an einer kleinen Bühne beginnen, dann im Laufe von wenigen Jahren wer weiß wie oft in neue Engagements treten; was ist natürlicher, als daß sie Routiniers werden, daß sie die Kunst als Handwerk treiben, daß sie alles redlichen Willens baar in den Tag hineinleben und die Zeit todtschlagen, so gut es gehen will, sich durch Contracte nicht mehr fesseln lassen, sondern wenn ihnen auswärts ein besseres Engagement geboten wird, ohne Schaam und Gram dem Director vielleicht mit Hinterlassung von wer weiß wie vielen Schulden davongehen, um sich des zweifelhaften Ruhmes zu erfreuen, zu der Legion von der Kunst lebender Schmarogergewächsen zu gehören, von denen man mit einer im gewöhnlichen Leben gebräuchlichen, sehr treffenden Redensart sagen kann, daß erst Dreizehn ein Duzend machen.

Alles dies hat allerdings früher auch schon stattgefunden, aber nicht in so ausgedehntem Maße, als seit Einführung der Eisenbahnen. Das, wie wir es oben genannt haben, Nomadenleben der Schauspieler ist seitdem noch viel unstäter und nachtheiliger geworden. Absichtlich betonen wir stark: wiederum ergiebt sich der Dampf und die durch ihn vermehrte Concurrenz als das den Verfall der Bühnen beschleunigende Element.

Die Concurrenz ist es ja auch lediglich, welche die Verbindung der Directoren unter einander so sehr erschwert. Es besteht zwar ein Cartellverband, d. h. eine Art von Schutz- und Trugbündniß der

Bühnenvorstände unter einander, hauptsächlich um die Schauspieler zur Erfüllung ihrer im Contracte festgesetzten Verpflichtungen anzubalten oder, um kurz zu sprechen, das Durchgehen der Schauspieler zu verhindern und zu bestrafen. Da aber schließlich immer an das Ehr- und Gerechtigkeitsgefühl der Directoren appellirt werden muß, bei dem Geschäftsmann dagegen der Vortheil in erster, die Ehre und Gerechtigkeit in zweiter Linie steht, so kommt's, daß auch diese an und für sich löbliche Einrichtung fast ganz fruchtlos bleibt, ja sogar durch den einseitigen Zwang, mit dem sie nur gegen die Schauspieler geltend gemacht werden kann, wohl gar noch schädlich wirkt.

Freilich hat das schnelle Beförderungsmittel auch sein Gutes. Selbst in der größten Verlegenheit kann der Director durch Telegraph und Eisenbahn in kürzester Frist etwaigen Störungen im Repertoire, durch Krankheit der Mitglieder u. s. w. hervorgerufen, vorbeugen. Allein wenn hierin auch ein Vorzug gegen früher liegt, so ist der daraus entspringende Nachtheil weit größer. Die Gastspiele berühmter Schauspieler, früher dem Publikum nur als Leckerbissen geboten, sind jetzt an fast allen Bühnen zur Mode, ja zur Sucht geworden. Viele Directoren suchen sich lediglich durch Gäste zu erhalten, und in der That zeitweilig strömt ihnen das Geld in Fülle zu. Leider aber folgt auf jede Fluth eine Ebbe, und was sie auf diese Weise verdient, das müssen sie auf andere wieder zusetzen. Die Gastspiele sind gewöhnlich für den Director das beste Mittel, sich sein ganzes Treiben und namentlich seine engagirten Schauspieler in Mißcredit zu bringen; denn anstatt bei Gastspielvorstellungen ein einigermaßen erträgliches Ensemble zu bieten, thut man größtentheils alles Mögliche, den Gast von der besten, die übrigen Schauspieler aber von der miserabelsten Seite zu zeigen. Schauspielvorstellungen und Darstellungsweisen kommen da sehr häufig zum Vorschein, die sich das Publikum unter andern Verhältnissen nicht ausdringen lassen würde, die es aber aus Achtung vor dem Gastpieler hinnimmt, jedoch nur, um sich hinterher durch die ärgste Vernachlässigung des Theaters zu rächen. Für so nuzreich, sowohl für Publikum, als Schauspieler und Director wir in mäßiger Zahl und in längern Zwischenräumen wiederkehrende

Gastspiele halten, für eben so schädlich müssen wir sie erkennen, wenn sie nur zur Ausgleichung des vielleicht durch die ärgste Unkenntniß in der Directionsleitung entstandenen Deficits dienen sollen.

Diesem Bedürfnisse der gehäuften Gastspiele entspricht das Treiben der Theateragenten. Bemerkenswerth bleibt nur, daß sich auch bei ihnen die Concurrenz wesentlich geltend macht und daß, da sie die Kunst lediglich nach handwerksmäßigen Maßstabe messen, Werth oder Unwerth zum größten Theile nach dem pekuniären Erfolge bestimmt wird. Ueber sie wollen wir kein Wort weiter verlieren; bei einer Organisation des Bühnenwesens wird ihr Urtheil, und wäre es auch erst binnen Jahrzehnden, gefällt werden.

Dagegen eines andern Uebelstandes müssen wir noch Erwähnung thun, über den sich seiner Trostlosigkeit wegen sehr viel sagen ließe und über den zu sprechen doch wieder nutzlos ist, da die Abstellung desselben noch im allerweitesten Felde liegt. Wir meinen das unselige Verhältniß der dramatischen Dichter zur Bühne. Wer möchte leugnen, daß durch dasselbe der Verfall des Bühnenwesens mitverschuldet ist. Die Dichter jedoch trifft am allerwenigsten die Schuld, trotzdem man stets auf sie den Mangel der dramatischen Produktionskraft schiebt. — Die Dichter haben die Misere des Repertoires wahrlich nicht verschuldet. Ja ohne den Widersinn des Verlangens einzusehen, fordert man von den Dichtern wahre Dichtwerke und setzt doch das Repertoire zum großen Theile aus Possen, Mährdramen und Fabrikarbeiten zusammen. Wahrlich, Fabrikarbeiten zu liefern hält nicht schwer. Es gehört nur Theateroutine und eine gute Portion Dreistigkeit dazu. Man steht es ja an einem großen Theile ergranter Schauspieler, welche noch in ihren alten Tagen Stück auf Stück aus dem Aermel schütteln, während sie in der Jugendzeit keinen Trieb dazu gefühlt haben. Dagegen zur Schaffung eines dramatischen Dichtwerks gehört nicht nur monatelange Arbeit, sondern auch die Reife der Vollendung. Wie ist diese aber zu erlangen, wenn die Erstlingswerke kaum eines Wortes gewürdigt werden. Von einem dramatischen Dichter verlangt man, daß er sich durch drei-, vier-, fünfmalige fehlgeschlagene Versuche nicht beirren lasse; man wirft ihm sogar Eitelkeit und übelangebrachten

Stolz vor, wenn er nach mehrmaligen vereitelten Hoffnungen der Bühne ganz den Rücken kehrt. Nur von dem wird Notiz genommen, der die Leiter der Vollendung glücklich erstiegen hat. Vortrefflich! Aber wie wenige große Seelen gelangen dahin, wie wenige können dahin gelangen! Und was ist's mit denen, welchen nach rastlosem Klettern auf der Mitte der Leiter Muth und Kraft zum Weiterklettern ausgeht?

(Schluß folgt.)

Bücherschau.*)

Lyrische Poesie.

Der Filie Geburt. Gedicht von Albert Pistorius. Zerbst, Druck von J. Wallerstejn.

Die erste Arbeit eines jungen Lyrikers, die in die Öffentlichkeit tritt. Man muß freilich gestehen, daß aus derselben weder über die Begabung des Verfassers, noch über den Kreis dieser Begabung etwas Sicheres zu erkennen ist. Der Verfasser hat einerseits, wie es uns scheinen will, einen Dichter viel studiert, der trotz seiner bedeutenden Leistungen für junge Poeten kein gutes Muster ist: Ernst Schulze. Andererseits hat die moderne Lorely-Poesie ihn gleichfalls berührt. So ist denn das Ganze eine Phantasie mit manchen hübschen Stellen, aber ohne Kern, Halt und Plastik.

Wir haben uns selbst die poetische Kunst zur Lebensaufgabe gemacht, stehen noch so ziemlich am Anfang unseres Strebens, und hoffen daher nicht zu jenen „grübelnden Pedanten mit Zopf und Schnallen im Gemüth,“ von denen Herr Pistorius im Widmungsgedichte spricht, gerechnet zu werden. Aber bei aller Geneigtheit die Gleichstrebenden freudig zu begrüßen, müssen wir den Wunsch ausdrücken, Herr Pistorius möge ein nächstesmal mit einem mehr selbstständigen und weniger schattenhaften Versuche uns begegnen.

A. St.

Bermischte Schriften.

Teophania. Eine zeitgemäße Anthologie. Den Freunden und Freundinnen des Wahren, Guten und Sittlich-Schönen dargeboten von Gotthold Schäfer.

*) Wir geben hier diejenigen Besprechungen, welche im letzten „Literaturblatt“ aus Raumangel keine Aufnahme zu finden vermochten.

D. R.

Brüschwitz bei Baugen, im Verlage des Herausgebers. In Commission bei R. Helfer in Baugen.

Das angezeigte Büchlein führt den Namen einer „zeitgemäßen Anthologie.“ Insofern es gegenwärtig an der Tagesordnung ist Anthologien zusammenzustellen und herauszugeben, mag es zeitgemäß sein. Wir halten es im Allgemeinen für unnütz, uns gegen irgend einen beliebigen derartigen Zeitgeschmack, sobald er keinerlei bedenkliche Seiten darbietet, zu verwahren. Aber es hat doch alles seine Grenzen. So lange die Anthologien von wirklichen Kennern der Dichtung herausgegeben oder doch nach einem gewissen Princip oder Plane zusammengestellt werden, mögen sie immerhin duzendweise erscheinen — obwohl es gerade nicht nöthig wäre. Wenn jedoch, wie in Vorliegendem geschieht, Jedermann oder Jemand eine Reihe von Sentenzen und Sprüchen, die ihm zugesagt haben, nach seinem „Geschmack“ (!) auswählt — sie frischweg drucken läßt und in die Welt schiebt — so sind die sehr bedenklichen Seiten sofort da. Bekanntlich pflegt jeder Schüler und Student, der einiges Interesse für die Dichtkunst besitzt, Collectaneen von Liedern und Romanzen anzulegen. Die Mehrzahl derselben dürfte nun die gleiche, wenn nicht eine erhöhte Berechtigung als Herr Gotthold Schäfers „Teophania“ zum Drucke haben. Gewiß ist nichts dagegen einzuwenden, daß Jemand Friedrich von Sallet zu seinem Lieblingsdichter macht, aber gewiß ist es zu mißbilligen in einer „Anthologie“ über ein Drittel des Raumes diesem Poeten einzuräumen, der doch dem Gebildeten gar nicht so fremd, und dem Ungebildeten auf alle Fälle unverständlich ist; gewiß ist es zu mißbilligen, auf dem zweiten Drittel eine Reihe von sehr bedeutenden Dichtern möglichst dürftig abzufinden und im letzten Drittel die Versereien von J. M. Babo, G. Balzer, F. Balzer, J. Blau, H. Rasche, Th. Droßisch u. A. als „Wahres, Gutes und Schönes“ aufzuführen.

Der Verfasser wird das Alles mit seiner „Tendenz,“ denn leider ist das Ganze eine leidige (deutsch-katholische) Tendenzreiterei — rechtfertigen wollen. Aber mit Tendenzen, und wären es selbst religiöse, rechtfertigt man weder Planlosigkeit noch Geschmacklosigkeit. Und da wir einen andern Maßstab an eine derartige Arbeit nicht legen können — denn daß Sallet und außerdem Andersen, Freiligrath, Göthe, Anast. Grün, Hebbel, G. Kinkel, Moser, Platen, L. Schäfer, Schiller, Theod. Sturm u. a. trefflich dichteten wird doch der Heraus-

geber nicht als sein Verdienst in Anspruch nehmen wollen — können wir diese Sammlung mindestens nicht den Freunden des „Guten“ empfehlen. A. St.

Romane und Novellen.

Album. Bibliothek deutscher Original-Romane. 10. Jahrgang. Prag, Rath. Herzogeb. Leipzig, H. Hübner 1855.

Aus der See. Drei Erzählungen von Friedrich Gerstäcker. Der Verfasser schildert in seiner gewöhnlichen lebendigen phantasiereichen Manier in den zwei letzten dieser Erzählungen die Sagen vom „Klabauter-man“ der Schiffe und in der ersten Erzählung „die versunkene Stadt,“ diese Stadt im Meere selbst, unweit der Insel Wanger-Ong in der Nordsee. Es ist viel Romantik darin — man meint eine Novelle aus der Tieckschen Schule zu lesen — einmal zur Abwechslung und so frisch und interessant erzählt, liest man dergleichen auch gern. —

Ein französisches Landschloß von Theodor Mundt gehört vor der Hand zu den interessantesten Beiträgen dieses Jahrganges des Album. Mundt's ausgezeichnete Styl erinnert immer daran, daß er der Verfasser einer „Kunst der Prosa“ ist und seine treffliche Charakteristik vollendet das Kunstwerk dieser Novelle. Der Vorwurf derselben ist zugleich neu und interessant: Manuela die Tochter eines Verbrechers hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, ihren ihr fremden Vater aufzufuchen und vom Weg des Verbrechens abzubringen. Der Vater ist in seiner Jugend als Jägerbursche unschuldig als Dieb zu zwei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden und bildet sich in demselben wirklich und grundtätig, um sich an der Gesellschaft zu rächen, zu dem aus, was er bisher nicht war. So lebt er denn als Gauner in Paris und erklärt seiner Tochter, daß er ihre Vorschläge verachte und kein anderes Leben führen wolle. Manuela ist in andern Verhältnissen und zur Gouvernante erzogen worden — in demselben Landschloß, in dem sie eine solche Stelle angenommen, bricht ihr Vater ein und sie flieht, da sie sich als seine Tochter verrathen. Er wird verhaftet und zum Bagno verurtheilt. Unbefriedigend weil zugleich unwahrscheinlich und unsittlich ist allein der Schluß: Manuela, obwohl selbst vor der Welt als unschuldig erkannt und von einem, wenn auch nicht geliebten, doch verehrten Mann erwählt, beschließt doch ihren Vater zu veranlassen mit

ihr zu sterben. Sie findet ihn im Bagno bereuend, nach Besserung strebend — und der doppelte Selbstmord wird ausgeführt. — Das ist eine sehr zweifelhafte Moral. L. D.

Aus dem Volke für das Volk. Plattdeutsche Stadt- und Dorfgeschichten. Herausgegeben von John Brinkmann. Güstrow, bei Ovis u. Comp. 1855.

Schon seit geraumer Zeit sind mehrfache Versuche gemacht worden, die plattdeutschen Dialekte poetisch auszubenten. Dieselben wären vielleicht noch gute Weile unbekannt geblieben, wenn nicht plötzlich ein ächtes, ein bedeutendes Dichtertalent Klaus Groth die Caprice gehabt hätte, zu behaupten, die plattdeutsche Sprache stehe unendlich über derjenigen, die Göthe, Schiller und andere treffliche Leute nicht verschmäht haben.

Dem sei, wie ihm wolle: Klaus Groth dichtete plattdeutsch. So wie man sich das Verständniß des allemanischen Dialekts aneignen mußte, um J. V. Heibels prächtige „Lieder“ zu genießen, so wird das für Poesie empfängliche Publikum um Klaus Groths willen plattdeutsch lernen müssen. Da nun dieser Poet so glücklichen Erfolg gehabt, kann es nicht Wunder nehmen, wenn er Genossen oder doch Nachahmer findet.

Wir haben von den plattdeutschen „Dorf- und Stadtgeschichten“ John Brinkmanns nur ein Heft „Kahver Ohm un id“ betitelt erhalten. Dies ist eine Rostocker Seemannserzählung, etwa in der Weise, wie Heinrich Schmidt in Berlin dergleichen vielfach geliefert hat. Natürlich eben im Plattdeutschen, hier sogar dem Rostocker Dialekte, der uns denn doch nicht so geläufig ist um ein sicheres Urtheil zu fällen. Der Eindruck einer gewissen zu forcirten Derbheit, den wir beim Lesen hatten, mag wohl mit auf Rechnung eben des Dialekts zu setzen sein. Δ

Kalidoscop. Novellen, Erzählungen und Gedichte von Emilie Heinrichs, geb. Schmidt. Erster Band. Hannover 1855. Selbstverlag der Verfasserin.

Die Verfasserin, die anspruchslos in ihrem Widmungsgedichte auftritt, hat diesem Buche die Bezeichnung „erster Band“ gegeben, wahrscheinlich steht eine Fortsetzung desselben bevor. Es wäre zu bedauern, wenn dieselbe nicht zugleich einen Fortschritt aufwiese; denn bei aller Geneigtheit, weibliches Verdienst anzuerkennen — und soweit wir, wie unsere bisherigen Besprechungen zur Genüge gezeigt haben, davon entfernt sind, Frauen die Berechtigung zum Schaffen abzuspochen — müssen

wir offen bekennen, uns von diesem „Kaleidoscop“ nicht befriedigt zu fühlen. Die Verfasserin besitzt wenig Erfindungsgabe und ihre Ausführungen sind in keiner Beziehung geeignet, diesen Mangel zu verdecken. Hier und da kommt eine Seite oder Stelle, die sich über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt, aber bald genug befinden wir uns wieder auf demselben. Vier Novellen „Schatten und Licht,“ (die sonderbarer Weise in zwei

Theilen am Anfang und Schluß des Bandes steht) „Die Grafen von Philippsburg,“ „Die Emancipirte,“ „Räthchen Rosmarin“ bilden den Inhalt dieses Theils. Am besten hat uns noch „Die Emancipirte“, obwohl auch diese an starken Unwahrscheinlichkeiten leidet, zugesagt. — Wie gesagt, ein Fortschritt wäre dem Talente der Verfasserin im Falle einer Fortsetzung zu wünschen.

△

Feuilleton.

Zeitschwingen.

Dramatische Dichtung. Auf mehreren Theatern (auch auf der mit Novitäten so kargen Berliner Hofbühne) befindet sich ein einactiges historisches Drama „Don Alonso Gusman der Getreue“ von Hermann Herfch in Vorbereitung. Dasselbe wird als vortreflich gerühmt. — Das Liederspiel „Waldmüllers Margareth“, zu dem Julius von Rodenberg die Dichtung, Heinrich Marschner aber die Musik geliefert, ist nun als Bühnenmanuscript versendet worden, und somit kann man der „Erwartung“ leben, daß es auf ein' oder den andern Brettern demnächst erscheine. — Emanuel Geibel hat sein in München beifällig aufgeführtes Lustspiel „Meister Andrea“ bereits (im Cotta'schen Verlag) im Buchhandel erscheinen lassen. Wird außer dem Münchener Hoftheater sich keines finden, welches diesen „Meister Andrea“ aufführt? Statt die Gelegenheit zu erfassen, statt es zu beachten, daß auch Poeten an Lustspiele gehen und nicht mehr bloß die Fabrikarbeiter und Vaudevillemacher, bleiben die Bühnen vollkommen theilnahmlos. Das Schicksal des „Michel Angelo“ von Hebbel scheint sich am „Meister Andrea“ Geibels leider wiederholen zu wollen.

Eine neue Ausgabe von de la Motte Fouqués Schriften. Von den Schriften Friedrich de la Motte Fouqués hatte sich bekanntlich nur das Märchen „Undine“ eine gewisse Theilnahme des Publikums bis auf den heutigen Tag bewahrt. Augenblicklich aber erscheint eine neue Gesamtausgabe der Schriften dieses Romantikers. So sehr es nun zu wünschen

war, eine gesichtete Auswahl dieser Schriften (die etwa die lyrischen Gedichte, die poetischen Nordlandsagen, Undine, einige kleinere Erzählungen und allenfalls die Fahrten Thiodolfs des Isländers enthalten haben möchte) neu erscheinen zu sehen, so sehr können wir unsre Bedenken bei Veranstaltung einer vollständigen Ausgabe nicht verhehlen. Man muß denn doch zugestehen, daß unter allen Gliedern der romantischen Schule de la Motte Fouqués derjenige gewesen ist, der neben einigen bedeutenden und poetisch werthvollen Werken eine Unzahl mittelmäßiger und wohl auch schlechter Sachen producirt hat, deren Neudruck mindestens ein sehr zweifelhaftes Verdienst ist.

Berlioz' Benevenuto Cellini. Die Oper „Benevenuto Cellini“ von Hector Berlioz, die in Weimar sowohl unter Liszt als unter des genialen Componisten Leitung in Scene gegangen ist, wird in nächster Saison abermals in Weimar aufgeführt werden, und zwar nach einer neuen (dritten) Bearbeitung des Componisten mit deutscher Uebersetzung des Textes von B. Cornelius. — Franz Liszt beweist aufs neue, daß er wie vordem der Vorkämpfer von Berlioz in Deutschland ist — sowohl hierdurch, als auch durch einen interessanten und geistvollen Artikel über „Berlioz und seine Haroldsymphonie“, den die „Neue Zeitschrift für Musik“ soeben veröffentlicht.

Neue Liedercompositionen. Von dem Trefflichsten unter den neuesten Liedercomponisten Robert Franz erschienen (im Verlag von Whistling in Leipzig) mehrere Hefte mit neuen Liedercompositionen, die sich als Op. 16 — 21 ankündigen. Wie Alles von Robert Franz

bisher Erschienene sind auch diese neuen Gesänge Berlen der musikalischen Lyrik, und sie können in ihrer geistvollen Gedankenfülle, ihrer poetischen Färbung und formellen Schönheit dem kunstliebenden Publikum nicht warm genug empfohlen werden. — Von Robert Schumann sind kürzlich gleichfalls neue Lieder, und zwar Kompositionen der „Gedichte der Königin Maria Stuart“ (in der Uebersetzung Giesbert von Vincke) erschienen.

Der Roman von Gustav Freytag und eine Einseitigkeit der deutschen Presse. Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“, soeben in zweiter Auflage erschienen, hat neben dem Interesse des Publikums, neben lebhafter Anerkennung, auch Opposition gegen sich hervorgerufen. Im wesentlichen scheint aber diese Opposition weniger gegen das Freytag'sche Werk als gegen die Konsequenzen, die man aus demselben angeblich hat ziehen wollen, gerichtet zu sein. Die Opponenten scheinen in der Furcht zu leben, daß nach Vorgang des Freytag'schen Romans lediglich bürgerliche Kreise, lediglich reale Verhältnisse des gegenwärtigen Lebens in Zukunft die Themen des Romans sein müßten. Selbst wenn Gustav Freytag oder sein Mitredacteur der „Grenzboten“ Julian Schmidt, eine solche Folgerung beabsichtigten, so ist ja damit noch nicht die Richtigkeit, ja auch nur die Möglichkeit derselben bewiesen. Und unter diesem Gesichtspunkte wäre es wohl wünschenswerth, daß man von einseitigen Systemen und literarischen Streitigkeiten (die man an Mottos und Vorreden anknüpft), ganz abgesehen und sich lediglich an den Roman als Production gehalten, ihn lediglich als ein interessantes, geistvolles und empfehlenswerthes Buch betrachtet hätte.

Vermischtes.

Die Verwendung eines Portraits. Peter Vely, ein berühmter Maler unter der Regierung Carl's I. malte für einen im Voraus bestimmten Preis das Portrait eines reichen Alderman in London, welcher von der Natur in Bezug auf Gestalt und Gesicht stiefmütterlich behandelt worden war. Als das Gemälde fertig war, versuchte der Alderman den Preis herabzudrücken, da er der Ansicht war, Vely könne das Bild auf keine andre Weise verwerthen, um so mehr als das Portrait in der That ungemein getroffen war. „Sie irren“, sagte

der Maler, „ich kann den doppelten Preis dafür verlangen.“ — „Wie sollte das zugehen, es ist ja Niemand anders mir ähnlich?“ fragte der Alderman. — „Ja! aber wenn ich ihm noch einen Schwanz male, so ist's ein prächtiger Affe.“ — Der Alderman bezahlte, um einer Verzierung seines Portraits vorzubeugen, unverzüglich die verlangte Summe und schaffte das Bild selbst fort.

Correspondenz.

Berlin, Mitte Juli 1855.

Berlin ist die Metropole der Intelligenz. Gegen diesen Satz läßt sich nichts einwenden. Denn was die Kunst aus dem märkischen Sande hat machen können, das hat sie aus ihm gemacht. Wohin man blickt, überall muß sich die Natur ehrerbietig vor dem Machgebote dieser Gebieterin beugen. Freilich geht das nicht immer an, und je eifriger man den unschuldigen Gefellen, Herrn Sand, durch Sprengen und Jagen aus der Stadt zu verbannen sucht, desto tyrannischer spottet er zur trocknen Sommerzeit den Bemühungen der Strafreiniger, wirbelt im unausstehlichen Tanze einher und fährt Einem als ein mit spißsüßigen Körnchen gemischter Staub auf Kleidung und Gesicht, daß Einem schier Sehen und Athmen vergehen könnte und man versucht wäre, stets einen Plasebalg mit sich zu schleppen, um sich den lästigen Patron nur einigermaßen vom Leibe zu halten. Doch lassen wir ihm den kleinen Muthwillen und wenn wir auch seinerwegen den Mund fest zumachen müssen, so wollen wir ihn schon öffnen, wenn uns etwas Erwähnenswerthes aufsteht. — Die Kunst hält gegenwärtig auf den königlichen Bühnen den Sommerschlaf; im Opernhause muß selbst das Ballet, das sonst während der jährlichen Operferien unvermeidliche, dem Hammer und der Art weichen. Man will dort für die binnen Monatsfrist wiederbeginnenden Aufführungen eine festere Grundlage gewinnen, das heißt, man legt ein neues Podium. Und was das Schauspielhaus betrifft, so heißt es seit Davison's glorreichem Fortgange: „der Rest ist Schweigen.“ Frau Thalia soll, um den Jammer der leeren Bänke nicht erleben zu brauchen, den guten Rath selbst ertheilt haben, die kunstgeweihten Hallen zu schließen und seitdem will man sie allabendlich einen Monolog halten hören, der ungefähr folgendermaßen endet; „seit Davison auf ruhmgekröntem Schwingen — auch hier den Siegeskranz der Kunst errang — kühl ich von Hoffnung meine Brust sich dehnen: — es werde neu durch ihn die Kunst erstehen. — Doch Rötischer sagt, daß er nur Virtuose wäre — und Rötischer ist der feinste Recensent!“ — Mancherlei ließe sich wohl noch nachtragen, doch wollen wir uns das bis nach Wiederbeginn der Vorstellungen ersparen; es wird sich dann hoffentlich die Gelegenheit von selbst darbieten. Es verlautet, daß

Darison schon im October zu einem neuen Gastrollenevklus wiederkommen werde; das wäre früher, als wir erwarteten, aber um so willkommener. Möge das Gerücht kein unbegründetes sein! — Sientemal es Sommer ist, wenigstens nach dem Kalender, so floriren die Sommertheater, vorausgesetzt, daß man schlechtes Wetter und demgemäßen Ueberfluß an leeren Bänken ein Floriren nennen will. Im Friedrich-Wilhelms-Theater Tag für Tag Gastspiel des Hrn. Karl Treumann von Carltheater zu Wien, des gegenwärtig unstreitig bedeutendsten Komikers aus der Wiener Schule. Aber Stücke kommen aufs Repertoire, zum Verzweifeln, zum Davonlaufen schlecht, lauter abgehandne Gerichte mit einer aus allen möglichen Ingredienzien zusammengerührten, neu-medisch sein sellenden Wis- und Couplettsauce, so sad, so sauer-süß, wie hiesigen Feuilletonisten die gegenwärtige Sauregurkenzeit nur immerhin sein kann, in der sie vor Verlegenheit an der Feder lauen müssen. Pikantes soll und muß auf den literarischen Tagesmarkt gebracht werden und doch weder Oper, noch erwähnenswerthe Concerte, und wollten sie wochenlang nur von sauren Gurken schreiben, so müssen sie befürchten, von dem nach pikanter Kost gierigen Publikum dahin gewünscht zu werden, wo der Pfeffer wächst. — Das erst seit etwa 5 Monaten in Stand gesetzte „Neue Königsstädtsche Vaudevilletheater“ ist, wie auch vorauszusehen war, schon wieder entschlafen. Mit dem Kroll'schen Etablissement soll es auch nicht zum Besten stehen. Das Repertoire der Sommerbühne dreht sich nur um kleine Lustspiele und Vaudevilles. Doch man weiß sich zu helfen und sucht durch Arrangement von italienischen Nächten und sogenannten Sommerachtsfesten die Kasse zu füllen. Ein solches Fest gewährt am Nachmittage Concert und Theatervorstellung im Freien und von Abends 10 Uhr an Ball, bei dem die Damen maskirt, die Herren nach Belieben maskirt oder nicht maskirt erscheinen; es ist mithin eine Redeute. Erstaunlich soll es sein, eine wie große Portion Appetit und Durst ein großer Theil der Damenwelt mitbringt und auf Kosten freigebiger Tänzer und zeitweiliger Liebhaber stillt. Ähnliche Bequemlichkeiten als diese Feste sind auch Feuerwerke, Cersfahrten und bal champêtre; Alles nur dahin gerichtet der endlosen Vergnügungssucht zu entsprechen. Panem et Circenses ist der Wahlspruch des ächten Berliners; sich amüsiren zu können — ist die erste Bedingung, die er ans Leben stellt. Die gebornen Berliner bilden überhaupt ein eigenthümliches Völkchen und die Vergnügungssucht ist ihr schlechtestes Kennzeichen nicht.

Doch wohin würde mich meine Plauderei führen, und so sehr ich wünsche, Ihnen ein getreues Bild des hiesigen Lebens und Treibens zu liefern, so möchte ich doch nicht langweilig werden. Daher zu etwas Anderen.

Seit den letzten Jahren ist Berlin durch das großartige Monument Friedrich des Großen, durch sieben Marmorgruppen auf der Schloßbrücke, deren achte der Vollendung

entgegensteht, endlich vor kurzem durch Aufstellung der Bildsäulen Noths und Gneiser aus am Opernhause mit Kunstwerken bereichert. Jetzt ist wieder eine Verschönerung der Straßen durch eine Einrichtung von entschieden praktischem Nutzen erzielt. Ich meine die sogenannten Sitzsäulen Anschlagssäulen, von denen 100 errichtet sind und deren Wirksamkeit durch zu gleichem Zwecke gemachte hölzerne Umhüllungen von 50 Straßenbrunnen vermehrt wird. Es sind dies von Stein aufgeführte mit einem, zur Zierde dienenden, Aufsätze versehenen Säulen in einer Höhe von etwa 10 und mit einem Durchmesser von etwa 3 Fuß. Alles was sich Plakat und Anschlagzettel nennt, findet gegen eine entsprechende Anschlagsteuer hier Ausnahme und Schutz; und wenn sich zehn Zettel nebeneinander brüsten sollten, daß ihr Geschäft allein Berlins erste und größte Herrengarderobe besäße und alle andern derartigen Ankündigungen nichts als Markttschreierei wären, sobald sie an den Säulen prangen, darf sie Niemand durch Abreißen — es sei denn mit 10 Thlr. Strafe — Lügen strafen. Wehe, wehe dem papiernen Sünder dagegen, der sich an einen Baum oder eine Hausdecke verirren sollte! Er würde den Tod des Zerrissens werden finden.

Mit einer andern Verbesserung allgemeiner Wohlfahrts-einrichtungen ist man stark beschäftigt, ohne daß die Bemühung bis jetzt von großem Erfolge gewesen wäre. Sie betrifft die Regelung des Droschkenwesens. Wer wäre in Berlin und sollte das zum Sprüchwort gewordene „Berliner Droschkenpferd“ nicht kennen, wie es vom Droschkenknechte fortwährend gepöpselt über das Straßenpflaster hinkeucht, jeden Augenblick umzufallen droht und sich in diesem Ausnahmezustand wochenlang befindet, bis es denn doch endlich auf dem Pflaster zusammensinkt; wer von der Impertinenz der Kutscher nicht gehört haben, die in die Naturgeschichte des Pferdes die ganz analogieles Gangart des sogenannten Droschkenrabs einschmuzzeln wollen, eines Mitteldings zwischen Schritthalten und Trabem, das wohl am richtigsten „fortwährendes Stelpern“ benannt werden könnte. Um nun die Droschkenkutscher vor jeder fernern Verballhornisirung der Naturgeschichte zu wahren, will man alle Droschken mit Wegmessern versehen — ein neu erfundenes Instrument, das die Länge des zurückgelegten Weges ganz genau anzeigen soll. Dann hofft man, wird jeder Fahrgast mit dem Kutscher auseinanderkommen, auch ohne sich zuvor mit ihm zanken zu brauchen. Doch jetzt ist die Einführung dieser Verbesserung noch im weiten; denn erst eine derartig eingerichtete Droschke steht zum Gebrauch.

Und wenn ich Sie nun zu einer kleinen, demnächst zu machenden Reise durch den Thiergarten bis zum zoologischen Garten einlade, so befürchten Sie nicht, daß ich Sie dem rücksichtslosen Schlendrian eines Droschkenkutschers anvertrauen werde, so lange wir mit der Schnelligkeit der Feder die Reise machen können. E. M.